Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

2. Beilage für „Das Sauerland".

Illustriertes Sonntagsblatt

Nummer 19 — 11. Mai 1934

„A Mädi is"

Von Dorothea Hofer

Denkt ihr denn, denkt ihr denn,
Mädchen wär'n teuer?
Fünfe für'n Groschenstück,
Fünfzehn für'n Dreier!

„Wie richten wir denn nachher das Bettl", sagt die Schwester, „blau oder rosa? Kriegen wir an Buben oder a Mäderl?" — „Einen Buben, bitt schön", antwortet ihr die junge Frau freundlich, als könne sie dadurch einen sanft beeinflussenden Druck ausüben. — Wie Beamtenbestechung kommt es ihr vor. Dann schaut sie sich verlassen in dem hellen Zimmer um und seufzt.

*

Endlose Stunden später — auftauchend aus dem Dunkel — wie ein Tier, das von mächtiger Hand von sehr hoch oben in die Tiefe eines schwarzen Wassers geschleudert wurde — immer wieder — und immer tiefer, langsam ans Licht steigend, unendlich von neuem absinkend — dennoch nach grauenvoller Entrücktheit mit der entzückten Gebärde eines Geretteten sofort alles vergessend — hört sie zwei kleine Laute. Die ersten Schreie ihres Kindes.

So, erlöst, plötzlich befreit nach schrecklichen Qualen, würde sie sich am liebsten erheben, lächelnd und winkend fortgehen, mitten durch alle und alles, um draußen den Sommer mit seinen Blumen, seinen Vögeln, seiner süßen duftbrodelnden Wärme an ihr befreites Herz zu drücken.

*

Etwas Furchtbares ging vorbei.

Ihr Gesicht sinkt leise zurück. Mit geschlossenen Augen wandert sie weit fort. Murmelnd sagt sie: „Es war wunder . . . schön." Und in diesem lieblichen Nachwinken an die zurückbleibenden, ihre Abbitte an die vergangenen Stunden.

Aber die Schwester Pankrazia wendet das kleine Geschöpf und legt es auf den Rücken. „A Mädi is", sagt sie zufrieden.

Da erschrickt die Träumende noch einmal: „Nein", sagt sie, und „schau du nach", bittet sie demütig den Mann, der, eben Vater geworden, dasteht und sich wundert, daß nicht alle Leute und alle Möbel im Zimmer mit Fingern auf ihn zeigen und singen: Da steht der Gänsedieb!

Er lacht sie aus. Der Aufschub nutzt ihr nichts mehr.

„Sie hat ganz veilchenblaue Augen", sagt er.





Muttertändelei

Von Gottfried Bürger

Seht mir doch mein schönes Kind
Mit den goldenen Zottellöckchen,
Blauen Augen, roten Bäckchen.
Leutchen, habt ihr auch so eins?
Leutchen, nein, ihr habt keins.

Seht mir doch mein holdes Kind,
Nicht zu mürrisch, nicht zu wählig,
Immer freundlich, immer fröhlich.
Leutchen, habt ihr auch so eins?
Leutchen, Leutchen, ihr habt keins.

Seht mir doch mein süßes Kind,
Fetter als ein fettes Schneckchen,
Süßer als ein Zuckerweckchen.
Leutchen, habt ihr auch so eins?
Leutchen, nein, ihr habt keins.

Seht mir doch mein frommes Kind.
Keine bitterböse Sieben,
Würd' ihr Mütterchen so lieben.
Leutchen, mögt ihr auch so eins?
O, ihr kriegt gewiß nicht meins.

Kam einmal ein Kaufmann her.
Hunderttausend blanke Taler,
Alles Gold der Erde zahl' er.
O, er kriegt gewiß nicht meins;
Kauf' er sich woanders eins.

Ein Sohn an seine Mutter

Von Erwin Spang

Liebe Mutter,

es soll wohl so sein, daß wir Dir zum Tag der Mutter einen besonderen Brief schreiben. Obwohl eigentlich das ganze Jahr hindurch in den Briefen Deiner Kinder etwas von dem klingen sollte, was wir Dir heute sagen wollen. Nur — daß es heute vielleicht unbeholfen klingen mag, weil es schwer ist, über das Selbstverständliche zu schreiben.

An einem Sonntag im Frühling stehst Du, und mit Dir alle die Millionen Mütter unseres Volkes, im Mittelpunkt unseres Denkens und Fühlen. Der Mutter schlechthin und ihren mütterlichen Gaben ist dieser Tag geweiht.

Für uns, Deine Kinder, bist Du Mittelpunkt des ganzen Jahres. Gewiß, wir mögen manchmal das Selbstverständliche vergessen haben. Vielleicht auch hörtest Du einmal, wenn wir fern von Dir waren, lange nichts von uns, während Du doch mit Sehnsucht auf ein Lebenszeichen wartetest. Aber im Grunde warst immer Du bei uns, wir bei Dir.

Von den Sorgen, die eine Mutter um ihr Kind hat, solange es lebt und schon eher, wollen wir heute zu Dir nicht sprechen. Sie gehören wohl zu den unfaßbaren Geheimnissen aller Mutterschaft, und Du weißt besser darum als jeder andere. Auch daß Du heute Dich um uns sorgst, obwohl wir doch schon „groß" und „erwachsen" sind, muß wohl so sein. Für Dich werden wir ewig „klein" bleiben, und manchmal ist es, als könntest Du es nicht recht fassen, daß auch wir schon zu Entschlüssen kommen können, ohne bei Dir Rat zu holen.

So bleibt uns nichts anderes, als Dir heute zu danken. Zu danken, daß Du — ja, Mutter, wo sollen wir da anfangen! Vielleicht: daß Du unsere Mutter bist! Das schließt wohl alles in sich, was in dieser Stunde zu sagen wäre.

Es sagt sich so leicht hin, Du hättest uns groß gezogen! Wer aber von uns kann wissen, welche Welt von Kummer und Entsagung darin liegen mag? Wer auch kann das große Glück des Mutterseins erfassen? Nur Du, weil es zu Dir und Deinem mütterlichen Wesen gehört . . .

Nun wollte ich Dir heute soviel sagen — aber ich sehe schon, es wird ein kurzer Brief, denn alles löst sich, hat man erst einmal das Papier vor sich, in Selbstverständlichkeiten auf. Eine Umarmung, ein Händedruck können dies alles viel besser ausdrücken.

Laß es mich so nachholen, wenn ich das nächste Mal zu Dir komme!

Bis dahin aber — siehst Du, nun müssen wir an Deinem Ehrentag, an dem wir Dich beschenken sollten, von Dir etwas erbitten! bis dahin umgib uns weiter mit Deinen sorgenden Gedanken, die uns arg fehlen würden, müßten wir sie einmal vermissen.

Laß Dich zum Muttertag grüßen

von Deinem Sohn.

Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.



Das gefährliche Spiel

EIN ROMAN AUS AMERIKA VON NIELS MEYN

(3. Fortsetzung.)

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Mrs. Robertson umarmte Stella. „Liebling, Cynthia", plapperte sie, „wie bin ich glücklich, daß du endlich gekommen bist. Und wie bin ich froh überrascht! Constance war darauf vorbereitet, daß ihre Kusine aus Texas in langen Reitstiefeln und mit dem Revolver im Gürtel erscheinen würde. Aber du bist ja das Musterbild einer jungen Dame. Wir werden schon gute Freundinnen werden. Du sollst dich nur nicht zuviel danach richten, was Constance sagt. Sie ist ein wunderliches Mädchen."

Die Wahrheit war, daß Mrs. Robertson zu den modernen amerikanischen Frauen gehörte, die keinen anderen Lebenszweck haben als den, niemals alt zu werden. Sie opferte Riesensummen für Schönheitspflege, und war nicht weit davon entfernt, ihre Tochter zu hassen, nur weil diese neunzehn Jahre jünger war als sie und weil die Leute das wußten.

Cecil war indessen nicht gewillt, die Kusine ganz und gar seiner Mutter zu überlassen. Er brannte vor Eifer, Cynthia, wie Stella nun ja von allen genannt wurde, zu imponieren, indem er ihr seine Erfindungen zeigte.

Er war nicht ohne Genie, aber er hatte nur die Ideen und bezahlte andere dafür, daß sie sie ausführten. Die Pforte vor der Autostraße öffnete sich durch Lautwellen der elektrischen Hupe. In ähnlicher Weise hatte er verschiedene seltsame Mechanismen im Hause, die in Betrieb gesetzt werden konnten, wenn man bestimmte Rufe ausstieß.

In dem großen Gartenzimmer stand ein prachtvoller Flügel. Stellas Augen leuchteten, als sie ihn sah, und sie trat darauf zu. Aber Cecil ergriff ihren Arm. „Du sollst dich nicht um den alten Leierkasten bemühen", sagte er. „Das kann man doch viel bequemer haben!" Er berührte einen Knopf an der Wandtäfelung, und aus einem unsichtbaren Lautsprecher tobte ein infernalischer Niggerjazz.

„Ach nein, höre auf damit", sagte Stella.

Cecil lachte. „Heute abend kommen einige gute Freunde, dann wollen wir tanzen."

„Nun sollst du Cynthia in Ruhe lassen", sagte Mrs. Robertson. „Sie muß hinauf, um sich zum Essen umzukleiden."

Sie begleitete Stella und zeigte dem jungen Mädchen ihre Zimmer.

Stella blieb in der Tür stehen, völlig gelähmt vor Ueberraschung. Sie sah in zwei große Zimmer hinein. Die Fenster in gotischem Stil eröffneten eine wundervolle Aussicht über den großen Park mit Palmen und den blauen Golf im Hintergrunde. Der ganze Fußboden war mit dicken Teppichen belegt, und das eine Zimmer war mit Rokokomöbeln in Rot und Gold möbliert.

Das Schlafzimmer war in blau und Silber gehalten. Stellas Koffer, der solide und viereckig mitten im Zimmer stand, wirkte hier sinnlos plump und nüchtern.

Mrs. Robertson zeigte ihr das Ankleide- und Badezimmer mit Turnapparaten und der großen Lampe mit künstlichem Sonnenlicht nebst der Badewanne, die so eingerichtet war, das angenehm temperiertes und parfümiertes Wasser von allen Seiten auf die Badende sprudelte.

Stella schien, daß dies eine Wohnung für eine Fürstin sei.

„Mache dich nur fertig, dann kannst du hinunterkommen, wenn es dir paßt", sagte Mrs. Robertson. „Ich hoffe, daß du ein Gesellschaftskleid mitgenommen hast."

Stella wurde rot. Daran hatte weder sie noch Cynthia gedacht. Aber es war, als ob das Schicksal ihre stumme Bitte hörte, denn die Tür wurde aufgerissen, und ein junges Mädchen in fast zu elegantem Sportkleid stand auf der Schwelle. Sie glich einer robusteren und blutvolleren Ausgabe von Ellinor Robertson. Es war die Tochter Constance.

Sie maß Stella mit einem schnellen Blick, dann lächelte sie anerkennend. „Ach, Gott sei Dank", rief sie aus. „Du ahnst nicht, wie sehr ich gefürchtet habe, daß du ganz unmöglich sein würdest. Ich habe einen Schrecken vor Cowboyprinzessinnen."

Mrs. Robertson sah etwas säuerlich aus. „Du staffierst dich selbst bunt genug aus, aber du kannst dich jetzt deiner Kusine annehmen."

Sie ging schnell hinaus und warf die Tür mit einem Knall ins Schloß.

„Kümmere dich nur nicht zuviel um sie", sagte Constance. „Du kannst ein Kleid von mir leihen. Ich gehe in mein Zimmer und schicke in einem Augenblick ein Mädchen zu dir."

Der Augenblick wurde sehr lang, denn Stella hatte Zeit, ein erfrischendes Bad zu nehmen und ihren Koffer auszupacken. Sie öffnete ihre Handtasche und legte die kleine, flache Flasche und das Paket in eine Schieblade. Ob sie Hamilton Curle noch jemals wiedertreffen würde?

Sie wünschte es durchaus nicht, aber sollte er schreiben, so würde sie ihm senden, was ihm gehörte.

Sie hatte sich friesiert, als ein junges Mulattenmädchen in schwarzem Kleid und weißer Schürze ein Kleid brachte.

Cynthia war wirklich bezaubernd, als sie fertig war, und Constance, die mit einem liebenswürdigen Lächeln hereinkam, bekam einen etwas steifen Gesichtsausdruck. Sie konnte es mit dem besten Willen nicht übersehen, daß die halbwilde Kusine aus Texas eine Schönheit war, viel kultivierter als sie selbst. Daß ihre Mutter eine verfeinerte Treibhauspflanze war, half der Tochter nichts — alles Ueberkultivierte hatte der Bruder geerbt.

Sie war es nicht gewohnt, ihre Gefühle zu verbergen, und es betrübte Stella, daß sie plötzlich so kurz angebunden und unfreundlich wurde. Stella hatte keine Ahnung, was der wahre Grund war. Sie fühlte sich wieder wie eine Ausgestoßene, die sich in einen Kreis hineingedrängt hatte, in den sie nicht gehörte.

Unten im Speisesaal, wo Diener in blauer Livree mit Gold warteten, traf sie Mrs. Robertson in einem stark ausgeschnittenen Gesellschaftskleid nach der letzten Mode. Cecil war im Smoking, und außer ihm war noch ein junger Mann da. Ein ganz sympathischer Junge mit hübschen, regelmäßigen Zügen und blauen Augen. Er lachte immer und zeigte seine ungewöhnlich hübschen Zähne.

„Mein bester Freund und Jugend-Spielkamerad, Dick Elton", stellte Cecil vor, „meine wilde Kusine aus Texas, erstklassig alle beide."

„Es ist mir eine große Freude", sagte Elton und drückte ihre Hand, die er ziemlich lange festhielt. Stella gefiel ihm ausgezeichnet. Ihm gefiel jede junge oder auch nur jüngere Dame, in deren Nähe er kam.

Er war ein netter junger Mann. Es war nichts Böses an ihm, aber auch nicht viel Gutes. Er lebte in Wirklichkeit eine Art Schmarotzertum in der Familie Robertson. Der Dame des Hauses schnitt er ehrerbietig die Kur, von Constance ließ er sich schlecht behandeln, und er schmeichelte Cecil und führte die unglaublichsten Arbeiten für ihn aus.

Selbst besaß er nichts und hielt nicht viel von regelmäßiger Arbeit, aber er brauchte viel Geld, das er von Cecil und seiner Mutter lieh. Dagegen hütete er sich wohl, Constance anzupumpen. Er war auf einer ewigen Jagd nach einem hübschen, nicht zu selbständigem Mädchen mit Geld, das ihn heiraten und für den Rest seines Lebens versorgen sollte. Vielleicht lohnte es sich, sich um die wilde Kusine aus Texas zu bemühen. Sie mußte ja froh sein, einen wirklichen Gentleman zu bekommen.

Das Essen war raffiniert, aber man bekam nur Limonade dazu. Hinterher zogen Cecil und Elton sich ein wenig zurück. Cecil hatte immer ein Lager von Alkohol auf seinem Zimmer, geschickt hinter verschiedenen Sicherheitsmechanismen verborgen, die er selbst erfunden hatte. Er hatte Neigung für starke Getränke, aber er hatte zugleich — und das wußte keiner außer Elton — einen unglücklichen Hang zu noch schlimmeren Giften und nahm seine tägliche Dosis Kokain, das er sich für teures Geld zu verschaffen wußte. Elton war sein gutbezahlter Vermittler. Der gleichgültige junge Mann ahnte nicht, welchen Schaden er seinem Freund damit zufügte.

Jeder eine große Zigarre rauchend, um den Duft des genossenen Alkohols zu verbergen, fanden die beiden hoffnungsvollen jungen Leute sich wieder im Gartenzimmer ein. Constance wollte ausgehen. Sie hatte ihre Bekannten abgesagt, welche eingeladen waren, um die Texaskusine in Augenschein zu nehmen. Diese war so schön und kultiviert, daß sie doppelt bewundert werden würde, wenn die Gäste mit dem Gedanken kämen, sich über sie zu belustigen.

Mrs. Robertson wollte zum Tanztee in einem der Hotels, und Cecil wollte arbeiten. Er mußte seine Dosis Kokain haben, die ihn in einen Zustand fruchtbaren Arbeitseifers versetzen würde. Er hatte die Idee zu einem neuartigen Motorrennboot, das er auf dem Papier konstruieren wollte.

Als die zwei Damen fort waren, zog er sich zurück. Stella hatte gebeten, zu Hause bleiben zu dürfen, als Mrs. Robertson sie zum Tanzfest einlud. Sie wäre müde von der Reise, erklärte sie.

Sie blieb deshalb allein mit Elton, der ihr vorschlug, den Park zu besichtigen. „Der Park ist ein richtiges Wunder", sagte er mit schmachtendem Ausdruck. „Ich will einen Parkwagen heranholen." Er ging hinaus und drückte auf einen kleinen Handgriff. Unter der breiten Terrasse, die von der Veranda zum Park hinabführte, kam ein kleiner Wagen mit einem gepolsterten Doppelsitz angerollt. Ein Steuerapparat war auf der einen Seite angebracht. Der Motor wurde lautlos gestartet, und Stella stieg ein. Die Gänge waren überall mit glatten Fliesen belegt, so daß der kleine Wagen auf seinen weichen Gummirädern überall lautlos herumfahren konnte. Der Motor war abgedämpft und kaum zu hören.

Hier standen die seltensten Bäume aus allen Ländern. Bunte Vögel hüpften zwischen den Zweigen hin und her, und man sah eine Mannigfaltigkeit von unschädlichen Kleintieren, die hier ein Schlaraffenleben führten, das ein wenig an das Dasein Eltons erinnerte.

Unten am Wasser war eine flache Terrasse erbaut. Hier standen bequeme Bänke, aber Stella und Elton zogen es vor, im Wagen sitzen zu bleiben.

„Wenn es Unwetter ist, schlagen die Wellen hier mitunter viele Meter hoch hinauf", sagte Elton, „aber es sind unterseeische Wellenbrecher weit in die See hinaus gebaut. Jetzt sollen Sie sehen." Ein Handgriff wurde gedreht, und lautlos glitten zolldicke, in Messing eingefaßte Spiegelglasscheiben mehrere Meter in die Höhe. „So kann man hier ganz trocken sitzen und das Rasen der Brandung bewundern. Ja, wir leben im 20. Jahrhundert." Er sagte das mit einem so stolzen Ausdruck, als ob er ganz allein die Naturkräfte besiegt hätte.

„Constance war heute in schlechter Laune", sagte er lächelnd. „Sie ist sonst ein sehr nettes Mädchen, nur allzu verzogen, und dann leidet sie an einer unglücklichen Liebe. Vor ein paar Jahren traf sie einen Burschen Bob Carrington. So heißt er in Wirklichkeit, aber er läuft auch unter dem Namen Mac Scott herum . . ."

Stella stieß einen kleinen Ruf aus. „Mac Scott! Ich glaube, ich habe den Namen schon gehört. Wie sieht er aus?"

Elton starrte sie erstaunt an. „Er ist von Ansehen ein flottter Bursche", und dann beschrieb er den Mann. Stella konnte ihre Verwirrung nur schwer verbergen. Die Beschreibung paßte allzu gut. Es mußte der Mann sein, der — ohne es zu ahnen — auf eine so merkwürdige Art in ihr Schicksal eingegriffen hatte und die unmittelbare Ursache war, daß sie hier saß.

„Aber er ist ein Schwindler oder ein Abenteurer", fuhr Elton fort. „Er hatte seinerzeit mit großen Ingenieurarbeiten auf Kuba zu tun, vollbrachte indessen nicht das Geringste, und plötzlich reiste er ab. Das war kurze Zeit, nachdem er Constance kennengelernt hatte. Später traf ich ihn in Miami wieder und da hieß er Mac Scott. Er mied mich absichtlich.

Er war übrigens einmal hier, als wir ein großes Fest im Park hatten. Constance hatte ihn getroffen und ihn beinahe gepreßt, hierherzukommen. Er benahm sich aber nicht ganz fair. Davon habe ich niemanden etwas erzählt, weil ich keine Mißhelligkeiten mit Constance haben wollte."

„Was tat er denn?" fragte Stella. Sie sah auf das Meer hinaus und versuchte, ihre Stimme so gleichgültig wie möglich zu machen.

Elton war so froh darüber, erzählen zu können, daß er ihre Verwirrung nicht bemerkte. „Ich traf den Burschen oben in Cecils Privatzimmern. Er murmelte etwas davon, daß er falsch gegangen sei. Aber ich möchte darauf schwören, daß er oben war, um zu schnüffeln. Es sollte mich nicht wundern, wenn er einen schönen Tages als internationaler Hochstapler oder etwas Aehnliches entlarvt wird."

Er lächelte selbstgefällig und ahnte nicht, daß jedes einzelne seiner Worte Stella in ihrem Herzen verwundete. Vergebens versuchte sie, gegen die Anteilnahme anzukämpfen, die sie für diesen Mann ergriffen hatte, und die jedesmal, wenn sie von ihm hörte, stärker wurde. Es tat ihr doppelt weh, erfahren zu müssen, daß er ein so verdächtiges Leben führte. Vielleicht hatte sie die Worte des Polizeiinspektors über Mac Scott doch nicht richtig aufgefaßt.

Sie begann zu glauben, daß die zwei unsympathischen Männer im Zuge zwischen Jacksonville und Miami Verbrecher gewesen waren. Sie hatte schon oft von Schmugglern gehört, die rivalisierenden Banden angehörten und einander auf alle mögliche Weise bekämpften.

War es so etwas, in das sie verwickelt worden war? Sie hatte fast Lust, Elton von ihrem Erlebnis zu erzählen und ihm das Paket und die kleine Flasche zu geben, aber sie besann sich. Nein, sie wollte Hamilton Curle nicht verraten.

Sie zwang ihre Gedanken in eine andere Richtung. Sie war in dieser seltsamen Welt gelandet, wo sie sich gar nicht heimisch fühlte, und die auf den ersten Blick so schön und abenteuerlich aussah. Wie bald hatte sie unter die Oberfläche zu sehen vermocht. Diese Menschen, für die das Geld keine Rolle spielte, waren viel weiter vom Glück entfernt, als sie selber.

Es war tröstlich zu glauben, daß sie vielleicht einer von ihnen, nämlich Cynthia Strong, das ersehnte Glück schenken konnte. Dann hatte sie doch etwas Gutes getan.

Der Gedanke an Cynthia erinnerte sie an den Brief, den sie absenden sollte. „Wollen Sie mir einen großen Gefallen tun?" fragte sie plötzlich.

„Mit größtem Vergnügen", antwortete er und sah ihr in die Augen.

„Ich habe einen Brief, der sogleich abgesandt werden soll", sagte sie. „Er ist oben in meiner Tasche. Wollen Sie dafür sorgen, daß er gleich zur Post gebracht wird?"

„Wir wollen ihn gleich holen", sagte er. Er wollte gerade den Motor in Gang setzen, als sie aus dem Wagen sprang. „Nein, wollen wir nicht lieber spazierengehen", sagte sie. „Es ist ja der herrlichste Abend. Ich könnte alle diese Mechanik auf die Dauer nicht aushalten. Vater sagte immer, daß die Technik die Menschen der Gegenwart verdirbt und sie zu Schwächlingen macht . . ." Sie hielt plötzlich inne. Was sollten hier die Ansichten ihres verstorbenen Vaters!

„Das ist die Entwicklung der Zukunft", erklärte Elton feierlich. „Sehen Sie Cecil an. Er hat ein geniales Gehirn, aber einen schwachen, unnützen Körper. In ein paar Jahrhunderten wird ein Mann wie er als Athlet betrachtet werden."

(Fortsetzung folgt.)

Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

Blut und Boden

Vom Freiheitskampf des deutschen Bauern

Eine Artikelfolge von Heinz Halter

(5. Fortsetzung)

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Durch das Badener Land zog Joß Fritz, ein junger Bauersmann aus Untergrombach. In den Dorfgasthöfen saß er herum, redete mit den Bauern, forschte nach ihren Sorgen, und wenn ihm die Gelegenheit gut dünkte, dann ließ er wohl auch ein Wort fallen, man solle nur nicht denken, daß der Faden, den die Brüder im Elsaß im Jahre 1493 gesponnen hätten, abgerissen sei.

Schwere Jahre der Mißernte und zugleich der wachsenden Ausbeutung hatte er erlebt. Wenn er nach Bruchsal zu Markte zog, mußte er lastende Abgaben zahlen. Für jeden Kriegszug des Speyerer Bischofs mußte sein armes Dorf aufs neue bluten.

Vielleicht hatte er nur das dumpfe Gerücht gehört, daß vor Jahren bereits im Elsaß ein Befreiungsversuch stattgefunden hatte — vielleicht ist er in die Pläne Hans Ulmans eingeweiht worden: Gedanken wurden in ihm wach, die den Schlettstadter Bundschuh in den Mittelpunkt großen, umfassenden Geschehens stellen wollten. Nicht mehr um kleinliche Dinge sollte der Bauer mit seinen Herren feilschen. Im Namen der göttlichen Gerechtigkeit sollte er fordern, was seines Rechtes war, den Herren aber geben, was ihnen rechtens zukam.

Lied und Flugblatt, die Telegraphen jener Zeit, fanden den Weg zu ihm. Von den verworrenen Zuständen draußen, im großen Reich, sprachen sie, von den Kämpfen zwischen Kaiser und Ständen um die Erneuerung der Reichsverfassung. Unwillkürlich zog Joß Fritz Vergleiche zwischen dem Los deutschen Bauernblutes und dem Freiheitskampf des verwandten Schweizer Volkes.

Und so wurde ihm aus der Not eines Standes der Gedanke, der ihn nun nie mehr losließ. Der Gedanke an die notwendige, große Reform aller Stände an Haupt und Gliedern.

Nicht mehr sollte Bauernnot allein gebessert werden — Reichsnot war größer, umfassender, drückender. Ihr galt von nun an sein Kampf, der zuletzt der Kampf des deutschen Bauern schlechthin wurde.

Als auch seine Erhebung — 20 000 Bauern standen bald zu ihm — blutig niedergeschlagen war, da lebte der große Plan in ihm, den das Schicksal für künftige Tage errettet hatte, weiter.

Die Fahne aber, auf die die Bauernhaufen nachts, an Kreuzwegen oder auf heimlichen Waldwiesen, einen frommen Eid schworen, trug auf der einen Seite das Bild des Erlösers am Kreuz, rechts und links davon einen knienden Bauern mit gefalteten Händen, dazu einen einfachen, gebundenen Schuh, Symbol bäuerlicher Biederkeit. Ueber dem Bild aber standen die Worte: „Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes!“

Die geheime Front: Deutschland!

Durch alle Berufe, alle Lager geht in diesem Jahre 1525 die Front derer, deren Empörung nicht mehr nur einzelne Mißbräuche abstellen will, die vielmehr Staat und alle Ordnung von Grund auf neu bauen wollen. Aus dem Programm des Bundschuhs zu Schlettstadt sind die Forderungen Deutschlands geworden, und nicht mehr nur Bauern vertreten sie, sondern mit ihnen einzelne Geistliche, Ritter, Städter und Handwerker.

Ein Gesprächsbuch wandert durch das Volk. Von der großen Front vom Ritter zum Bauern spricht es, die sich zum Neubau des Reiches gegen Rom und die Fürsten auflehnen müsse. Kein Geringerer als Ulrich von Hutten ist sein Verfasser, Deutschlands edelster, klarster, reinster Kopf in diesen wirren Jahren.

Nun, da auch Martin Luther, an den der deutsche Bauer in seiner Not geglaubt hatte wie an das Wort der Schrift selbst, der ihm erst die Schrift gegeben hatte, in der nichts stand von all den Rechten und Unrechten, die des Bauern Herren aus göttlichem Recht ableiten wollten —, nachdem dieser Martin Luther den Bauern abgesagt hatte, als er schrieb: „Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte“, nun sprach Ulrich von Hutten das letzte Wort zum Volk.

Nun war es ihm und Franz von Sickingen, dem Führer der schwäbischen Ritterschaft, klar, daß Hilfe nur noch aus der Tiefe des Volkes kommen konnte. Von jenen gequälten, geplagten, geknebelten „Kunzen“, den Bauern, die nun als letztes Aufgebot das Schwert in die Hand nahmen, um das Reich aller Deutschen neu zu bauen.

*

In Zwickau sprach der Pfarrer Thomas Münzer zu seiner Gemeinde. Nie könne ein neues Reich Gottes kommen, ehe man es nicht zuvor erobert hätte. Ja, auch mit dem Schwert, wenn es denn anders nicht ginge. Wo stehe in der Schrift, daß man mit Gottes Willen die Armen noch mehr bedrücken dürfe? Wo, daß Pfaffen und Fürsten allein der Güter dieser Erde teilhaftig sein sollten? Nicht nur auf den Glauben, wie der Doktor Luther in Wittenberg lehre, käme es an. Hinter dem Glauben müßten Taten stehen, diesen Glauben auf die Welt zu verpflanzen.

Andreas Karlstadt, weiland Professor der Theologie in Wittenberg, einst guter Freund des Luther, zog predigend durch Franken und Schwaben. Aus Jena kam er, wo er mit dem einstigen Freund einen letzten Streit um Glaubensdinge geführt hatte. Noch sei er in vielen Stücken römisch, hatte er dem Luther vorgeworfen. Im Zorn hatten sie sich getrennt. Bruder Andreas, den der Wittenberger schon aus dem Amt und später aus seiner neuen Pfarre vertrieben hatte, wanderte heimatlos nach Süden.

Beide, Münzer und Karlstadt, gingen den Weg weiter, den Luther begonnen. Der eine politisch, der andere in der Lehre. Münzer, um dem Volk das Glück des Evangeliums auf Erden zu bringen; Karlstadt, um zur letzten Klarheit über dies Glück durchzudringen.

Beide scheiterten. Münzer starb nach langen Folterqualen am 30. Mai 1525 den Tod durch Henkershand. Deutsche Fürsten umstanden den Richtblock, der an diesem einen Tage das Blut von mehr als hundert Männern sah, die um Recht und Freiheit zum Schwert gegriffen hatten.

Karlstadt mußte außer Landes gehen. Als Professor in Basel beschloß er — vergessen — sein Leben.

Das Ziel: „Reformation zu Nutz und Frommen aller Christenbrüder!“

Dies aber waren die „Zwölf gründlichen und rechten Hauptartikel aller Bauernschaft“, für die in diesem größten Versuch einer sozialen Umwälzung an die dreimalhunderttausend Bauern im Süden und Südwesten unter den Waffen standen.

Den Widersachern sollten sie Aufklärung bringen, „daß die Bauern, die in ihren Artikeln das Evangelium zu Lehr und Leben begehren, nit können ungehorsam, aufrührerisch genannt werden“.

Jede Gemeinde soll ihren Pfarrer, der Gottes Wort getreulich vorträgt, „auch in guten Sitten und christlichem Wandel vorangeht“, selbst wählen und ihn, „wenn er sich ungebührlich hält“, absetzen dürfen.

Die Leibeigenschaft soll aufgehoben sein; der große Zehnte von Wein und Getreide soll wohl eingesammelt, aber „bis zu End und Beschluß einer gemeinen Reformation“ im Ort aufgespeichert werden. Jagd und Fischfang auf eigenem Grund sollen jedem frei sein; im Walde soll nicht jeder nach Belieben holzen dürfen, sondern Bürgermeister und Schultheiß sollen Leute dazu abordnen.

Wiesen und Aecker, die zu einer Gemeinde gehören, die aber „etlich sich haben angeeignet“, sollen wieder in gemeinsamen Besitz genommen werden, „es sei denn, daß man sie redlich erkauft habe“. Ueber Frondienst und andere Beschwernisse soll nach dem Entscheid der Reformation gesprochen werden. Bei Vergehen soll „ein jeder durch Recht nach seinem Verschulden bestraft werden“, nach der Reformation aber soll das Recht gebessert werden.

Bis dahin sollen alle Zinsen und Schulden „von männiglich ohne Widerrede gezahlt und entrichtet werden“. Aecker und Güter der Obrigkeit sollen unbeschädigt erhalten, jedem aber, der Recht begehrt, „auch zu Recht, Gericht und Straf allwegs verholfen werden“.

„Es sollen in allen Städten, Dörfern und Flecken alle Untertanen ihren vorgesetzten Obrigkeiten gehorsam sein, auch sich keiner Straf um verschuldeter Sachen weigern!“

*

Das sind die Artikel der „ungehorsamen, aufrührerischen Bauern“! Recht und nichts als Recht fordern sie. Gehorsam und Zins bieten sie dafür! Die Antwort war: stärkere Bedrückung, Mord und Tod!

Und Reformation, dieser ursprünglich religiöse Begriff, soll sein in allen Dingen des staatlichen Lebens! Neu geordnet sollen Recht und Wirtschaft und Reich und Gewalt werden, und diese Artikel sollen helfen, diese neue Ordnung zu schaffen und zu halten.

Reformation! Das ist auch der Grundgedanke der „Heilbronner Reichsreform“, die Friedrich Weigand, Rentmeister zu Miltenberg am Main, verfaßt hat. Rentmeister war dieser Mann — Kanzler des Reiches hätte er sein müssen, wäre dies Reich schon reif gewesen für Männer seinesgleichen und ihre kühnen Gedanken!

Wie Hammerschläge fallen diese zwölf Artikel den Ratsherren der Städte, den Rittern auf ihren Burgen, den Aebten in den Klöstern auf die Tische. Gleiches Recht für arm und reich. Fürsten und Edele sollen dem „heiligen römischen Reich getreulich dienen, die Gehorsamen, Frummen, Witwen und Waisen schirmen und die Ungehorsamen und Bösen strafen!“

In einem Satz Beruf und Berufung des Adels! Nicht treffender könnte man es heute formulieren.

Sicherheit den Kaufleuten auf ihren Fahrten, Erlaß einer Warenordnung, „damit gemeiner Nutz gefördert und gemehret werde“. Fort mit dem römischen Recht! In keinem Gericht sollen fortan geistliche und weltliche Doctores Recht sprechen; nur an den hohen Schulen sollen sie wirken, damit „dennoch das kaiserliche Recht unbeeinträchtigt bleibe“. Sechzehn tapfere, ehrbare, gut beleumdete Männer sollen im kaiserlichen Kammergericht sitzen. Und geradezu vorbildlich ist die Gerichtsverfassung, die dieser Friedrich Weigand seinem Lande geben will.

Lexikon für jedermann

Die erste Ueberquerung des Atlantischen Ozeans

Wir hörten vor einigen Jahren von immer neuen Ozeanflügen, zitterten um das Leben dieser Pioniere, saßen gebannt am Radio und lauschten auf die Kunde aus dem Aether. Dabei taten wir ganz so, als sei es selbstverständlich, daß Schiffe den Ozean überqueren könnten, daß die wahre Leistung im Ueberfliegen liegt. Ganz wissenswert ist in diesem Zusammenhange die Tatsache, daß erst im Jahre 1818 ein Dreimastdampfer die Ueberfahrt über den Atlantischen Ozean wagte und gut durchführte. Wir sehen also, daß es wohl ein Ozean sein muß, dessen Befahren auch nicht so ganz einfach ist.

Fünfmal gestorben

Auf eine nicht ganz alltägliche Weise hat sich der Moskauer Metallarbeiter Korotkoff seinen Schnaps zu beschaffen gewußt. Er hat es verstanden, sich sechsmal hintereinander einen Totenschein zu verschaffen, auf Grund dessen ihm eine Beerdigungsversicherung ausgezahlt wurde. Schließlich kam die Sache doch heraus und Korotkoff wurde vor Gericht gestellt. Dabei ergab sich folgende ergötzliche Geschichte: Sein Arzt, Dr. Iwanow, erklärte ihm nach einer Untersuchung: „Du wirst bis morgen tot sein, nimm es aber nicht zu schwer. Ich werde dir deinen Totenschein gleich ausstellen, das ist einfacher.“ Am nächsten Tag fühlte sich der „Leichnam“ aber wieder besser und kaufte sich eine gehörige Portion Wodka. Das wiederholte sich dann noch fünfmal. Jetzt hat Korotkoff noch alle Mühe nachzuweisen, daß er überhaupt noch lebt. Denn in den Papieren steht, daß er tot ist.

Deutsche Lieder in Amerika

Amerikanische Zeitungen veröffentlichen gegenwärtig Sonette des Würzburger Studienrats Erwin Zänglein. Diee Gedichte haben zumeist einen politischen Unterton und werden von dem amerikanischen Publikum stark beachtet. Der Würzburger Poet, der sich für einen wahren Frieden der Gerechtigkeit und der Ehre einsetzt, hat einige seiner Sonette bereits der Reichspropagandaleitung in Berlin eingereicht. Unter diesen Sonetten befindet sich auch eines, dessen Anfangsverse hier wiedergegeben werden sollen:

Wohin treibt ihr, verblendete Nationen?
Staatsmänner, wohin führt ihr euer Land?
Der Totengräber wühlt mit rascher Hand
Das Grab für Hungers sterbende Millionen.
Soll wiederum Europa blutig lohen,
Des Friedhofs schreckensvolles Wehgeläut
Die Herzen würgen, die der Trost noch scheut?“

Ein Buch des Sohnes über den Vater

Da hat vor einigen Tagen der Sohn des greisen englischen Arbeiterführers George Lansbury ein Buch über seinen Vater veröffentlicht, das in englischen politischen Kreisen selbstverständlich starke Beachtung fand. Jetzt ist die englische Oeffentlichkeit plötzlich mit der Mitteilung überrascht worden, daß dieses Buch vorübergehend aus dem Verkehr gezogen wird. Es liegt eine Intervention aus Regierungskreisen vor. Lansburys Sohn soll mit seinem Buch Kabinettsgeheimnisse verraten haben. Aber die Engländer werden trotzdem noch auf ihre Kosten kommen. Das Buch wird jetzt bearbeitet und nach einer „Generalreinigung“ von neuem erscheinen. Der alte Lansbury wird über diese billige Reklame sehr erfreut sein.

Grenzverkehr in Tilsit

Begünstigt durch den sogenannten kleinen Grenzverkehr hatte sich in den letzten Jahren hart an der Grenze, aber auf memelländischem Gebiet, ein lebhafter Handelsverkehr zwischen litauischen Bauern und deutschen Kunden entwickelt. Durch die neuen Bestimmungen über den kleinen Grenzverkehr soll dieser für die deutsche Wirtschaft gefährliche Handel nach Möglichkeit unterbunden werden. Vor der Luisenbrücke in Tilsit stehen jetzt SS.-Männer, die die Bevölkerung über die Gefahren für die deutsche Wirtschaft aufklären, die mit dem „kleinen Grenzverkehr“ verbunden sind. Vor der Brücke steht ein großes Straßenschild mit folgender Inschrift: „Das Geld bleibt hier, die Ware dort; der kleine Grenzverkehr fällt fort!“

Entführer rächen sich

Ein bekannter amerikanischer Pressezeichner, der Karikaturist Jay Darling, hat den Zorn einer Bande von Kidnappers auf sich gezogen. Da Mr. Darling weder über sonderlich hohe Einkünfte, noch über irgendeine Spur von Vermögen verfügt, scheint es, als ob seine Karikaturen den Anlaß dazu gegeben haben, daß er mit Entführung bedroht wird. Die amerikanische Polizei, die eine neue Welle von Entführungen befürchtet, obwohl „Kidnapping“ neuerdings mit dem Tode bestraft werden kann, hat Dr. Darling eine schwer bewaffnete Leibgarde zur Verfügung gestellt. Diese Garde begleitet Herrn Darling auch auf seinen Reisen, und der Karikaturist kann sich wie ein kleiner König vorkommen, wenn an den Grenzen eines Staates die alte Leibgarde abtritt und die neue aufmarschiert. Bemerkenswert ist, daß Darling von der Gefahr, in der er schwebte, überhaupt erst erfuhr, als seine Leibwächter sich zum ersten Male bei ihm meldeten. Die Entführungsabsicht hatte nämlich nicht er, sondern die Polizei in Erfahrung gebracht.

Weltausstellung 1936

Nachdem man zuerst der französischen Hauptstadt den Vorschlag gemacht hat, den Schauplatz für die neue Weltausstellung im Jahre 1936 abzugeben, wird man jetzt wahrscheinlich nach London fahren müssen. Denn Paris hat bekannt gegeben, daß es die nötigen Mittel nicht bereitstellen kann und deshalb auf die Ehre verzichten muß, die Ausstellung zu beherbergen. In London hat man schon zwei Minister in den vorbereitenden Ausschuß gewählt, die die Arbeit bereits übernommen haben.

Charakterstärke eines Blinden

In einem amerikanischen Blindenheim hat sich dieser Tage ein ergreifender Vorfall abgespielt. Bei der Ausbesserung einer Matratze, die in der Werkstatt dees Blindenheims vorgenommen wurde, fand ein blinder Handwerker ein Papierbündel, das er nach sorgfältigem Betasten als zusammengebundene Geldscheine erkannte. Der Besitzer der Matratze, ein Bürger der Stadt, wußte nichts von dem Geld. Die Matratze gehörte seiner Mutter. Die Scheine waren sozusagen das Vermächtnis an ihren Sohn.

Das schöne war, daß der Blinde das Geld sofort ablieferte, daß er nicht einmal eine Belohnung für den Fund beanspruchte. Seine Worte waren: „Was soll ich mit den Banknoten? Ich bin blind. Der andere kann sie besser gebrauchen . . .“

Diese blinde Ehrlichkeit zeigt eine Charakterstärke, die in ihrer Mischung von Resignation und Treue ergreift.

o dem

der deutschsprachigen Presse e.V.

Spielplatz der Jugend

Spuk in Rheinsberg

Alle Kinder gingen dem Ausgang des Parkes von Rheinsberg zu. Sie waren schon den ganzen Tag gewandert und hatten sich dann noch das Schloß von innen und außen angesehen. Jetzt waren sie so müde, daß sie gutwillig in die Jugendherberge gingen, um Abendbrot zu essen und zu schlafen.

Nur Inge blieb immer weiter in dem schon dämmerig werdenden Park zurück. Sie wollte noch nicht in die Jugendherberge. Schien es ihr doch, als hätte sie noch nichts von diesem Park gesehen, von dessen Entstehung der große Bruder immer erzählte. Durch ihn hatte sie auch von den Geschehnissen um Rheinsberg gehört, in jener Zeit, als der alte Fritz noch nicht alt war, als er noch Feste voller Pracht und Herrlichkeit gab. Diese Erzählungen hatten dem kleinen Mädchen großen Eindruck gemacht. Und es wollte jetzt noch einmal ganz allein zum Naturtheater gehen, auf dem die Vorstellungen vor der Hofgesellschaft stattgefunden hatten.

Andächtig setzte sie sich schließlich in ein Tempelchen und sah in den verdämmernden Park. Sie hatte den Blick auf eine breite Treppe mit niedrigen Stufen. Am Fuß der beiden Geländer lag je eine Frau in Stein gehauen. Sie sahen so seltsam fragend und ungewiß zu Inge hinüber. Was wollten sie von ihr? —

Da rauschte es hinter den Bäumen wie von seidenen Kleidern und oben auf der Treppe erschien eine Frau, so schön, wie man es sich nicht vorstellen kann. Sie hatte einen Reifrock an, wie die Prinzessinnen auf Kurts Bildern zu Hause. Vorsichtig



und zierlich schritt sie die Treppe hinab und hielt einen Spitzenschirm in der Hand. Am Fuß der Treppe — ja, da hatte sich nun auch alles verändert! Da standen Herren und Damen. Sie umringten einen kleineren Herrn, die Reifröcke stießen aneinander, die hohen, weißen Frisuren neigten sich und hoben sich wieder.

Als die schöne Frau zu ihnen trat, öffnete sich der Kreis, der kleine Herr — er sah eigentlich so aus wie der alte Fritz, nur viel jünger und fröhlicher — verneigte sich zierlich vor ihr und küßte ihr die Hand. In diesem Moment fing eine unbeschreiblich zarte Musik an zu spielen, die beiden machten ein paar Tanzschritte. Anmutig tanzten sie am Fuß der Treppe miteinander und neigten sich und reichten sich die Hände, lösten sie wieder, um sich von neuem zu fassen . . .

Da legte sich der kleinen Inge eine schwere Hand auf die Schulter: „Aber Inge, warst du denn so müde? Wir warten schon sehr auf dich! Komm ins Bett mein Kind!" Und die Führerin nahm die kleine Träumerin an die Hand und brachte sie in die Jugendherberge.

Wie man kleine Brücken baut

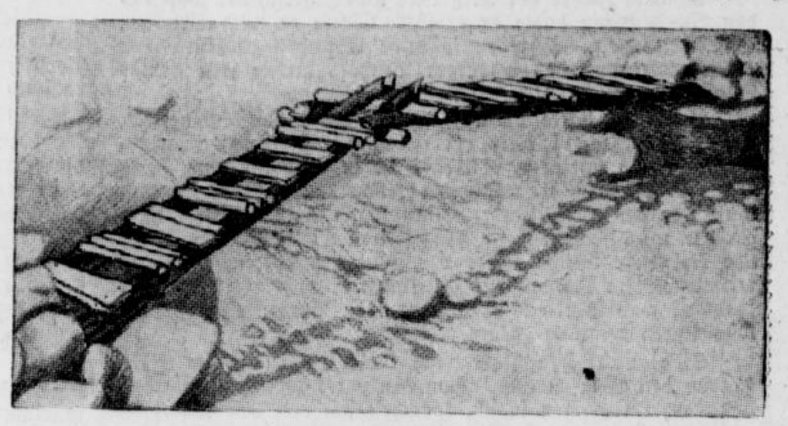
Etwas für die Wandertage

Kommt man auf einer Streiferei an einen kleinen Bach, über den man hinüber möchte, und er ist zum Ueberspringen immerhin zu breit, so sieht man sich wohl nach einem hinreichend langen Baumstamm um, den man als Brücke benutzen könnte. Wir denken, wenn wir ihn quer über das Wasser legen, so konnte er als Brücke dienen. Aber so einfach ist das nicht — der Stamm ist rund, und es läßt sich nur unsicher darauf gehen, auch könnte er mit der Zeit vom Ufer abrutschen.

In allen diesen Fällen wäre ein Sturz unvermeidlich. Es muß also anders gemacht werden.

Zwei Stämme nebeneinander sind viel besser; sie brauchen auch dann nicht so dick zu sein, weil sich die Last auf sie verteilt. Aber wenn sie auseinander rollen, während man auf ihnen steht? Das darf wieder nicht sein; man muß sie daran hindern. Wir erreichen das schon, wenn wir am diesseitigen Ufer ein oder zwei Brettstückchen quer aufnageln, durch die sie verbunden werden; wenn wir dann, die Brücke vorsichtig beschreitend, in der Mitte noch einmal ein Querbrettchen, vielleicht dann auch am anderen Ende deren zwei aufnageln, so wird das schon halten. Wir beschweren überdies die Enden mit Steinen oder lagern sie in ausgegrabene Vertiefungen. Allerdings ist eine solche Brücke nur für Schwindelfreie gangbar; soll sie auch anderen Personen dienen, so wird ein Geländer nötig sein. Das ist leicht anzubringen. An jedem Ende wird ein Pfahl in den Boden gerammt; in der Mitte mag einer an die Brücke genagelt werden. Dann verbinden wir sie durch waagerecht angenagelte Stangen, und die Brücke mit ihrem einseitigen Geländer — mehr braucht es nicht — ist fertig und wird halten bis — zum nächsten Hochwasser, das sie wahrscheinlich fortreißt.

Aber nun führt uns der Weg auch einmal gelegentlich an einen breiteren Bach. Alle Baumstämme, die in der Nähe liegen, sind zu kurz, um ihn zu überbrücken. Da erinnern wir uns der großartigen Klappbrücke am Londoner Tower. Diese besteht aus zwei in der Mitte zusammenstoßenden Hälften; wenn wir sie nachbilden, kommen wir also mit kürzeren Stämmen aus. Aber freilich, die Verbindung der beiden Hälften hat vom Wass - aus zu geschehen. Da müssen also zwei kräftige Kameraden Schuhe und Strümpfe ausziehen, die Hosen hochstreifen und in das nasse Element hinein. Zuvor aber müssen wir auf jeder Seite eine Hälfte der Brücke herrichten. Zwei Stämme werden dazu in etwas größerem Abstand als beim ersten Male aneinandergelegt und durch nicht zu wenige Querbretter miteinander verbunden. Nur die Enden bleiben ein Stück frei — ihr könnt das auf dem Bild genau sehen. Nun wird die eine Hälfte vom Ufer her quer über das Wasser geschoben und von den im Wasser watenden Kameraden gestützt. Dann beschweren die am Ufer stehenden die dortigen Enden mit bereit gelegten schweren Steinen, so daß man die über dem Wasser schwebenden Enden loslassen kann, ohne daß die Brücke abstürzt. Unterdessen ist die zweite Hälfte am jenseitigen Ufer fertiggestellt worden. Ihre freien Enden müssen gerade soviel Abstand haben, daß sie die der anderen Hälfte zwischen sich nehmen können; darauf ist bei der Anfertigung der beiden Teile vorher sorgfältig zu achten. Die zweite Hälfte wird nun ebenso über das Wasser geschoben,



der anderen entgegen, und am Ufer mit Steinen beschwert; sie faßt deren freies Ende zwischen ihre Stämme, und dieses kommt auf das erste ihrer Querhölzer zu liegen, das besonders kräftig und etwas länger sein mag, damit es die diesseitige Hälfte zuverlässig trägt. Während nun die Mitte noch vom Wasser aus gestützt wird, kriecht der leichteste von der Brückenmannschaft mit einem kräftigen und etwas längeren Querholz vom diesseitigen Ufer aus bis zur Mitte der Brücke und schiebt das Querholz unter die Enden der jenseitigen Hälfte, wo er es festnagelt. Jetzt tragen beide Hälften einander gegenseitig, und die Brücke ist zuverlässig überschreitbar.

Wollen wir mal lachen?

„Vati, was ist denn das — ein Optimist?"

„Das ist ein Mensch, der alles im Leben richtig und gut findet — bis es ihm selber passiert . . ."

*

„Mutti — warum sind denn auf dieser Seite vom Zug Drähte?"

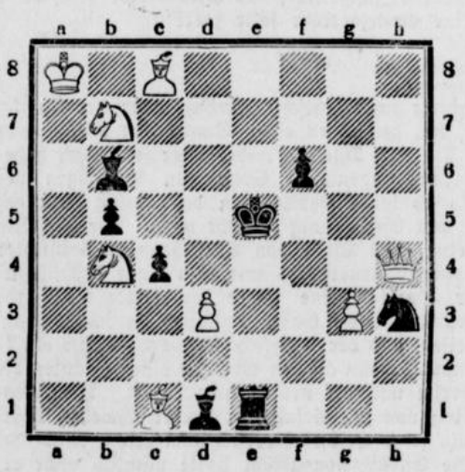
„Da geht die Telegraphenleitung entlang, mein Junge."

„Mutti, und warum sind auf der anderen Seite vom Zug keine Drähte?"

„Da geht die drahtlose Telegraphie entlang . . ."

Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König a 8, Läufer c 8, c 1, Springer b 7, b 4, Dame h 4, Bauer d 3, g 3. — Schwarz: Läufer b 6, d 1, Bauer f 6, b 5, c 4, König e 5, Springer h 3, Turm e 1.

Der Indizienbeweis

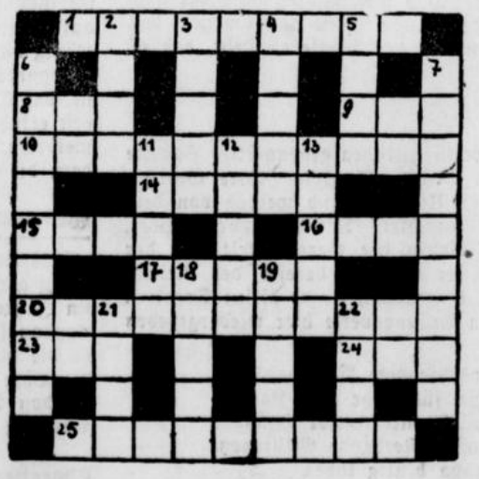
Eine sehr elegante junge Dame verließ am hellen Nachmittag ein stark besuchtes Cafehaus und bemerkte einige Schritte später, daß ihr ein Fünfzigmarkschein aus ihrem Handtäschchen abhanden gekommen war. Sie eilte in das Café zurück und begann auf dem Platz, den sie zuvor innegehabt hatte, die Suche nach dem verlorenen Schein. Zwei Herren, die die Szene vom Nebentisch aus beobachteten, machten der jungen Dame die Mitteilung, daß kurz nach ihrem Aufbruch ein junger Mann an dem Tisch vorübergegangen sei und etwas aufgehoben habe, um sodann eilig das Café zu verlassen.

Zu dritt holten sie den jungen Mann auf der Straße ein und riefen einen Polizisten zu Hilfe. Die Beteiligten wurden auf das Polizeirevier gebracht; dort fand man in der Manteltasche des jungen Mannes einen Fünfzigmarkschein. Jedoch widersprach der junge Mann auf das energischste der Behauptung, er habe diesen Schein neben dem Tisch im Café aufgenommen und sich angeeignet. Ein Fünfzigmarkschein sieht aus wie der andere. Wie wollte man dem jungen Mann seine Schuld nachweisen?

Der Kriminalbeamte bat daraufhin um die Handtasche der jungen Dame, öffnete sie und beschäftigte sich einen Augenblick mit ihr. Dann führte er den eindeutigen Beweis, daß der Fünfzigmarkschein, der sich in den Taschen des jungen Mannes gefunden hatte, der Dame gehörte.

Wie gelang ihm das?

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Stadt an der Oder, 8. persische Rohrflöte, 9. bayerischer Schriftsteller, 10. Erkundigung, 14. Nebenfluß der Aller, 15. Schwimmvogel, 16. Roman von Zola, 17. unempfindlich, 20. Bekleidungswerkstätte, 23. indische Münze, 24. lat.: ich, 25. Oper von Flotow.

Senkrecht: 2. gefrorener Tau, 3. Körperorgan, 4. Hühnervogel, 5. italienischer Maler †, 6. allgemein, 7. Aufsehen, 11. Bestandteil der Oele, 12. Badeort an der Küste von Florida, 13. Dreschboden, 18. weibliche griechische Sagengestalt, 19. Stadt in Italien, 21. Eile, 22. wirklich, sachlich.

Geographisches Silbenrätsel

Aus den Silben

a — ar — bi — burg — burg — burg — bus — che — di — din — do — e — e — ei — en — en — fel — gen — gir — gol— gui — hun — il — in — ke — lau — le — ler — na — ne — neu — ni — nien — no — pol — re — re — ritz — sar — stadt — ster — tar — te — ti — to — u — var — we

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und vierte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. bulgarische Hafenstadt am Schwarzen Meer . . . . . .
2. Nebenfluß der Donau . . . . . .
3. Vulkan auf einer Insel des Viktorialandes . . . . . .
4. ehemaliges Herzogtum an der Niederelbe . . . . . .
5. Stadt in Sizilien . . . . . .
6. Hauptstadt von Schottland . . . . . .
7. französisches Seebad a. Golf von Biscaya . . . . . .
8. westdeutscher Gebirgszug . . . . . .
9. australische Insel i. Stillen Ozean . . . . . .
10. Stadt in Galizien . . . . . .
11. See in Ostafrika . . . . . .
12. Stadt in Spanien . . . . . .
13. italienische Insel im Mittelmeer . . . . . .
14. Stadt an der Weser . . . . . .
15. bayrische Stadt a. d. Donau . . . . . .
16. Stadt in England . . . . . .
17. Nebenfluß der Weser . . . . . .

Der sparsame Schotte

Ein Schotte, der in Geschäften nach Berlin fährt, beschließt, keinesfalls während der Fahrt den teuren Speisewagen zu benutzen. Er verproviantiert sich, bevor er den Zug besteigt, und glaubt, äußerst sparsam vorgegangen zu sein.

Er irrt sich. Es geschieht ihm ein Mißgeschick, das ihm teuer zu stehen kommt. Kurz vor Hannover wirft der Schotte eine leere Fleischkonservenbüchse aus dem Fenster. Sie verletzt den Stationsvorsteher einer kleinen Zwischenstation. In Hannover schon stellt man den Uebeltäter fest und verlangt von ihm den hohen Schadenersatz.

Wie entdeckte man den Schotten, der keine Zeugen seiner Handlungsweise hatte, da er allein im Abteil reiste?

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Dame c 8 — c 5

1.) D c 8 — c 5, S e 7 × D c 5; 2.) S f 5 — d 6 †, K e 4 — d 4; 3.) c 2 — c 3 matt.

1.) . . ., K e 4 × S f 5; 2.) D c 5 — f 2 †, K f 5 × S g 6; 3.) D f 2 × f 7 matt.

1.) . . ., . . .; 2.) . . ., K f 5 — e 4; 3.) D f 2 — f 4 matt.

1.) . . ., . . .; 2.) . . ., K f 5 — g 4; 3.) D f 2 — f 3 matt.

1.) . . ., S f 1 × L d 2; 2.) S f 5 — g 3 matt.

1.) . . ., d 3 × c 2; 2.) D c 5 — d 4 †, K e 4 × S f 5; 3.) S g 6 — h 4 matt.

Haben Sie Anlage zum Detektiv?

Das Alibi, das der als Täter Verdächtige nachweisen konnte, bezog sich auf die Stunden zwischen 2 und 4 Uhr morgens. Der Mord wurde aber bereits gegen 1 Uhr verübt. Es gelang dem geschickten Verbrecher, selbst Sachverständige dadurch zu täuschen, daß er den Körper des Ermordeten vor die Kaminöffnung legte und auf der Feuerstelle soviel Brennmaterial anfachte, als ausreichte, eine Brenndauer von zwei Stunden zu gewährleisten. Der Körper erkaltete daher erst einige Stunden später, als es normalerweise der Fall gewesen wäre.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 4. Mailand, 7. Rast, 9. Aare, 11. Omega, 14. Alma, 16. Oboe, 18. été, 19. Gas, 20. SSD., 21. Eule, 23. satt, 25. Erpel, 27. Gras, 29. Earl, 31. Leopard.

Senkrecht: 1. Ems, 2. Aloe, 3. Ida, 5. Atom, 6. Naab, 8. Amateur, 10. Ruester, 12. mager, 13. Gosse, 15. Leu, 17. Ost, 22. Lese, 24. Aler, 26. Papa, 28. Ale, 30. Ade.

Silbenrätsel

1. Mozart, 2. Adjektiv, 3. Notturno, 4. Superior, 5. Odenwald, 6. Liane, 7. Latifundium, 8. Dobrudscha, 9. Espenlaub, 10. Niobe, 11. Talisman, 12. Abend, 13. Gabriel, 14. Nero, 15. Isleib, 16. Charlotte, 17. Helikon. — Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben